HEYNE

Das Buch

Jens Fischer hat keinen Schlag bei den Frauen. Die Hoffnung, jemals eine Familie zu gründen, hat er verloren. Frustriert wird er Samenspender, um sein Erbgut wenigstens anonym weiterzugeben. Als er jedoch vom Frettchen seines Mitbewohners Sven in den Sack gebissen und kastriert wird, setzt er alles daran, die Frau zu finden, die durch seine letzte Spende von ihm geschwängert wurde. Er bricht in die Samenbank ein und gelangt so an die Adresse der bezaubernden, aber verheirateten Maren Heinze. Endlich hat Jens ein Ziel in seinem Leben: Er muss diese Frau für sich gewinnen.

Der Autor

Murmel Clausen, geboren 1973 in München, als Co-Autor für den Kinoerfolg *Der Schuh des Manitu* mitverantwortlich, schrieb bislang vorrangig fürs Fernsehen. Er verfasste u. a. Sketche für *Ladykracher*, *Tramitz & friends* und die Kultcomedy *Die Bullyparade*. *Frettsack* ist sein erster Roman.

Murmel Clausen Frettsack

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 06/2012
Copyright © 2012 Murmel Clausen
Copyright © 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München unter
Verwendung eines Fotos von © Retales Botijero/Flickr/Getty Images
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43613-8

www.heyne.de

Für Frau und Kind

Pfeifhase

»Ihre Pfiffe dienen den Pfeifhasen als Warntöne,
um ihre Reviergrenzen abzustecken.«

Ich stehe im Biergarten an der Kasse und könnte mal wieder kotzen. Vorne blockiert ein junger, vollkommen überforderter Vater den Betrieb, zwei Maßkrüge in der einen Hand, einen Teller Spareribs in der anderen, eine große Brezen am Unterarm und an den Unterschenkeln je ein kleines Kind, die typische arme Sau Mitte dreißig. Er meint es sicherlich gut, will nicht die Fehler machen, die sein Vater und so. Dass ihn die Gesamtsituation jetzt schon an den Rand eines Herzkaspers bringt, würde er niemals zugeben. Gerade hat er die Maßkrüge abgestellt, legt sich Daumen und Zeigefinger an die Lippen und macht das widerlichste Geräusch der Welt – er pfeift. Wenn jetzt noch ein Hund kommt, drehe ich durch. Doch da hetzt schon eine Frau in seinem Alter durch die Reihen, wild einen Geldbeutel schwenkend. Ich weiß auch nicht, warum der Pfeifhase und seine Frau sich die Aufgaben nicht so einteilen können, dass sie mit den Kindern am Tisch wartet, während er wie ein vernünftiger Mensch das Essen holt. Heute scheinen Eltern grundsätzlich anders zu funktionieren als in meiner Kindheit. Es geht inzwischen mehr darum, der Welt zu zeigen, wie geduldig und unspießig man seine Kids behandelt, die – und das kann man gar nicht oft genug betonen – im Kindergarten und mit den Spiel-

sachen, die für ihr Alter empfohlen werden, komplett unterfordert sind.

Meine Abrechnung mit den verkorksten Vätern, die unserer Generation entsprungen sind, interessiert das Mädchen vor mir aber sicher nicht. Also, die junge Frau. Ich sage immer Mädchen, auch zu Frauen über dreißig; das ist sicherer, da ich das Alter von Mitmenschen nicht mehr schätzen kann – die Gabe geht verloren, wenn man keinen Bezug mehr zum eigenen Alter herstellen kann, wenn man sich selbst acht Jahre jünger vorkommt, als man ist. Bis einen ein acht Jahre Jüngerer siezt – oder noch schlimmer, eine acht Jahre Jüngere. Trotzdem will ich das Mädchen ansprechen, einfach nur so, den Versuch ist es wert; sie ist nicht zu gut aussehend, könnte vielleicht etwas abnehmen, alles an ihr ist irgendwie so mittel bis geht schon. Genau mein Typ.

»Das ist mal wieder so ein Moment, der einen zweifeln lässt, ob man wirklich Kinder haben sollte.«

»Sprichst du mit mir?«

Positiv vermerke ich sofort, dass sie mich nicht gesiezt hat. Bei Gleichaltrigen kommt das einer Demütigung mit Anlauf gleich. Negativ notiere ich, als sie sich tatsächlich zu mir umdreht, dass sie doch etwas weniger als so mittel ist, ich hatte das Gesicht bis jetzt nur im Profil gesehen. Bei meinem Glück ist sie sogar noch froh, dass ich sie angesprochen habe, ich bereue es jetzt schon.

»Ja, nee, ist egal. Jens.«

»Wie?«

»Mein Name«, antworte ich und lächle.

»Und was hast du davor gesagt?«

Jetzt lächelt sie ebenfalls, runzelt dabei die Stirn und schaut schlagartig wieder einigermaßen okay aus. War

ja klar: Ich spreche mal wieder die mit dem unzuverlässigen Aussehen an. Und da ich das Gespräch begonnen habe, bleibe ich dran, man weiß ja nie, ob am Ende das okaye oder doch das nicht so gute Aussehen überwiegt. Natürlich birgt das gewisse Risiken. Man kann schlecht mit seiner Freundin Schluss machen, bloß weil man festgestellt hat, dass sie leider die meiste Zeit nicht ganz so gut aussieht, wie man sich das anfangs eingebildet hatte. Gerade im Frühstadium einer Beziehung sollte man lieber einmal öfter hingucken! Und hier, na ja, ungewiss, aber mit Potential. Vielleicht finde ich sie nach der ersten Maß sogar echt ganz gut.

»Ich meinte, dass der Typ da vorne mit den Kindern, also, dass es schon krass ist, was man heute als Eltern –«

»Schon klar. Für dich ist das ein Grund, keine Kinder zu bekommen.«

»Genau.«

»Für mich ist es mehr die Möglichkeit, dass da ein Typ wie du rauskommen kann.«

Mit einem total unangebrachten Überlegenheitslächeln wendet sie sich ab und geht zu einer anderen Kasse, an der ein paar Menschen weniger stehen. Sie war jetzt ja nicht sonderlich schlagfertig oder geistreich. Nur grundlos böse. Ich habe keine Ahnung, warum mir Frauen so oft derart feindselig begegnen. Gut, die hier wird einen Kinderwunsch hegen und einfach nicht den Partner finden, der ihn ihr erfüllt, was aber auch kein Wunder ist, wenn sie sich gegenüber den Kerlen, die in Frage kommen, sprich Männern wie mir, so abweisend verhält. Wirklich. Dabei liegen wir schon im obersten Bereich von dem, was sie überhaupt erwarten darf. Ich meine, sie sieht aus wie eine durchschnittliche Angestell-

te bei einer Versicherung, Bank oder einem Energiekonzern. Sie hat auf ihrem Computermonitor Spielzeug aus Überraschungseiern stehen, die sie »Ü-Eier« nennt. Sie sagt, denkt und mag auch sonst ausschließlich langweilige Dinge, die sie mit ihren noch langweiligeren Freunden macht, die man auf keinen Fall kennenlernen will. Mittags isst sie Sandwiches oder Salat, hat eine völlig kaputte Verdauung und wird trotzdem langsam fett, weil sie keinen Sport treibt, nur Cardio, was bei ihrem Tempo gerade mal halb so effektiv ist wie zehn Minuten Sauna. Außerdem gibt's danach zur Belohnung immer irgendwo was Süßes. Dafür raucht sie nicht. Laut ihrem Profil bei friendscout24 ist sie zwei Zentimeter größer und fünf Kilo leichter als in Wirklichkeit, und das nicht, weil sie in den drei Jahren, die sie dort schon erfolglos Mitglied ist, entsprechend geschrumpft und in die Breite gegangen ist. Nein, Gewicht und Größe bearbeitet sie immer wieder mal, je nachdem wie sie sich fühlt. Unter Lebensmotto hat sie »Carpe Diem!« stehen, lacht am liebsten über sich selbst und nie über andere –

»Dreizehnsechzig«, unterbricht die Kassiererin mein Profiling.

»Krass. Ist da Pfand drauf?«

»Bist du blöd?«

Schon wieder diese Feindseligkeit. Wobei das Mädchen an der Kasse eigentlich ganz hübsch ist, so um die zwanzig und perfekt für einen Job im Biergarten qualifiziert, weil der aufgrund seiner Wetterabhängigkeit genauso unverbindlich ist wie sie. Sie stammt aus einer ganz anderen Welt, wo immer was los ist und man sich jederzeit grundlos anfiest.

»Nein«, antworte ich.

»Was?«

»Ich bin nicht blöd.«

»Das war doch nicht so gemeint. Echt, wie blöd bist du eigentlich?«

Sofort legen sich meine Schamdrüsen ins Zeug und produzieren Schweiß auf meiner Stirn, am Hals und im Nacken. Ich spüre deutlich, wie eine Schweißperle vom Haaransatz über meine Stirn in Richtung Nase aufbricht und unterwegs ein paar Freunde einsammelt. Endlich zu einem stolzen Tropfen vereint geben sie Gas und kullern mir über die Nasenspitze, bis der gemeinsame Ausflug auf dem Handrücken der Kassiererin endet, mit der sie gerade meine 15 Euro entgegennimmt. Sie zieht ihre Hand zurück, schaut mich an und verachtet mich für alles, was ich bin, war und sein werde.

»Stimmt so«, murmele ich.

»Ach, nee«, quittiert sie.

Sie zieht die Augenbrauen hoch und denkt sich ihren Teil, was ich, Gott sei Dank, nicht mit anhören muss. Was kann ich denn für meine Schilddrüse? Ja, gut, ich werde langsam alt. In ein paar Tagen siebenunddreißig. Oder ich bin es mit meinen sechsunddreißig schon. Neulich habe ich irgendwo gelesen, dass siebenunddreißig das neue Siebenundzwanzig sei, was vollkommener Unsinn ist. Es ist höchstens ein neues Siebenunddreißig, aber selbst das bringt nur Nachteile mit sich. Das erkläre ich auch Sven, nachdem ich mich durch die Menschen gewühlt und wieder zu ihm an den Tisch gesetzt habe.

Sven ist mein Mitbewohner, seit ich einmal den Fehler gemacht habe und mit einer Frau zusammengezogen bin. Ihr Name war Natascha Kehl, und sie ließ mich nach drei Monaten in und auf einer Drei-Zimmer-Wohnung in der

Isarvorstadt sitzen, die ich alleine nicht bezahlen konnte. Um ehrlich zu sein, fiel es mir schon schwer, überhaupt was zur Miete beizutragen. Aber ich möchte nicht über die furchtbare Zeit mit Natascha sprechen, ich möchte überhaupt kein Wort mehr über sie verlieren, nur sagen, dass durch ihr Verschwinden Sven Wilde in mein Leben getreten ist. Also, als WG-Mitbewohner. Er ist drei Jahre jünger, treibt wie ich keinen Sport und liegt sieben oder acht Kilo unter seinem Idealgewicht. Was wiederum genial ist, denn ich liege immer sieben oder acht Kilo über meinem, womit wir uns im wahrsten Sinne ideal ergänzen. Außerdem war er bei der Besichtigung gleichzeitig betrunken, verkatert und leicht bekifft, mir also auf Anhieb sympathisch.

»Und was war das alte Siebenunddreißig?«, will er jetzt wissen.

»Na ja, das ist genau das Ding: Es gibt kein altes Siebenunddreißig«, erwidere ich.

»Aber ein neues?«

»Na ja, auch nur indirekt. Es gibt neue Siebenunddreißigjährige.«

»Aber du bist doch anders als die, die vor zehn Jahren siebenunddreißig waren.«

»Falsch, ich nicht. Nur weil jeder Vierte in meinem Alter plötzlich beschließt, dass er einen Marathon laufen muss, heißt das nicht, dass auch ich mich anders benehme als die vor mir. Die sogenannten neuen Siebenunddreißigjährigen sind so GQ-Leser und Typen mit sportlichen Hobbys. Fitnessdeppen. Idioten, die ihrem Körper vormachen wollen, dass sie jung geblieben sind. Sind sie aber nicht. Und der Hacky-Sack in ihrer Hosentasche hilft da auch nicht.«

Sven schüttelt nur den Kopf, er findet sich schließlich auch noch knackig jung mit seinen vierunddreißig. Er spricht Mädchen an, die sich als Töchter der Frauen herausstellen könnten, die ich ansprechen würde. Aber nicht, weil er irgendwie auf Teenies steht, sondern weil er sich für nicht wesentlich älter hält.

»Du wirkst aber nicht wie siebenunddreißig«, tröstet er mich dann.

»Danke. Trotzdem habe ich wahnsinnigen Schiss davor, dass ich in ein paar Jahren zu hören bekomme, dass ich zu alt bin. Und zwar für alles, was ich mache oder machen will.«

»Was hast denn du für 'ne Krise?«

Sven lebt laut eigener Aussage krisenfrei, genauer gesagt, seit er Egon Friedell gelesen hat. Jetzt erklärt er mir ständig, dass ein System nur krank sein kann und wir die Krise als Immunschwäche sehen sollen, die uns stärkt und ohne die wir eingehen würden. Ich erwidere dann immer, dass bei mir die Krise der Normalzustand ist, ein Leben ohne Chancen, weshalb ich auch mit ihm in einer WG wohne. Diese Abkürzung steht entgegen der landläufigen Meinung nicht für »Wohngemeinschaft«, sondern bedeutet, dass man »wegen Geldmangels« eine Behausung teilen muss. Sven studiert pharmazeutische Biotechnologie, spricht aber zum Glück nicht darüber, er zahlt pünktlich, kann putzen, wenn es sein muss, und pinkelt im Sitzen. Wie geschaffen für die widrigen Gegebenheiten des Lebens als Männergemeinschaft.

»Es ist doch ganz einfach: Wir werden sicher über hundert Jahre alt. Aber Kinder können wir trotzdem nur bis Anfang vierzig kriegen«, beginne ich meinen Unmut zu erläutern.

»Picasso hat, glaube ich, so mit achtzig oder neunzig Jahren noch –«

»Ja. Der war halt auch Picasso. Ich bin aber nur ich und werde in diesem Leben keine Kinder mehr bekommen. Das ist eine Tatsache.«

»Quatsch.«

»Kein Quatsch. Auf mich stehen … Nee, anders. Auf mich lassen sich höchstens Frauen ein, die gleich alt oder älter sind als ich. Und ich glaube auch nicht, dass die mit mir schlafen, weil sie mich unwiderstehlich finden, sondern, na ja, weil ich eben da bin und sie lasse – so wie sie mich auch lassen. Es ist ein Ranlassen und Rangelassenwerden, mehr nicht. Ich bin nett, aber zu unsportlich, um sexy zu sein. Ich schau auch nur so lala aus. Und ich bin uncool, weil ich nicht verstehe, wie Mode funktioniert.«

»Ja. Und?«

Es spricht für Sven, dass er mein komplett zerrüttetes Selbstbild einfach so stehen lässt. Er toppt diese Leistung sogar noch, indem er seine Maß hebt, um mit mir anzustoßen. Ich rede lieber weiter, als sein Prosit auf meine Uncoolness zu erwidern.

»Aber mal angenommen, es verliebt sich doch eine in mich. Das passiert vielleicht in einem oder zwei Jahren, weil ich zurzeit nicht richtig suche. Da sitze ich dann also verliebt mit einer mindestens Achtunddreißigjährigen – Mann, die schwängere ich doch nicht sofort. Das muss alles erst mal wachsen. Ich hab keinen Bock auf ein Wochenendkind, das dann zu irgendeinem Friedhelm oder Dietmar Papa sagt, für den die Alte mich nach drei Jahren verlassen hat, weil er im Gegensatz zu mir regelmäßig Geld verdient –«

»Du schweifst ab.«

»Auf jeden Fall wäre sie zu dem Zeitpunkt, wo wir endlich ernsthaft Kinder planen könnten, mindestens dreiundvierzig oder so. Und da ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir ein Kind mit Down-Syndrom bekommen, eins zu zwanzig.«

»Und?«

»Da hab ich keine Lust drauf, und Abtreiben geht erst recht nicht.«

Das scheint Sven zu verstehen. Wenigstens arbeitet das irgendwie in ihm. Er hockt da, schaut an mir vorbei in die Ferne, nimmt einen großen Schluck Bier und setzt dann an, mir seine Welt zu erklären. Nicht zum ersten Mal. Ich habe noch nie darum gebeten, ich wollte sie niemals so genau kennenlernen und habe schon immer so schnell wie möglich versucht, alles, was er sagt, wieder zu vergessen, da ich befürchte, dass mich allein die Kenntnis einzelner Pfeiler, auf die sich seine Lebensphilosophie stützt, zu einem dümmeren Menschen machen könnte. Die Grundzüge seiner Welt haben sich jedoch in meinem Kopf verankert, und ich kann sie nicht mehr löschen, sie würden jede Gehirnwäsche überleben.

Bei ihm – und seiner Überzeugung nach bei jedem Mann – geht es darum, den Samen möglichst weit zu streuen. Neu für mich ist, dass er schon mindestens zehn Kinder hat, um die er sich jedoch nicht kümmern muss. Was auch richtig so ist, da er mit seinem Erbgut ihm vollkommen fremden Menschen den Wunsch erfüllt, Eltern zu werden. Sven geht seit Jahren jede Woche Sperma spenden, er hat sein Hobby zum Beruf gemacht, gesteht er mit spürbarem Stolz. Mir wird bei der Geschichte übel. Er spricht über seine Ziele in der Biochemie, irgendwelchen Auslösern, Triggern und wahnwitzigen Szenarien, in

denen er alle Menschen, die durch sein Sperma gezeugt wurden, steuern oder irgendwie zu sich rufen kann. Eine Armee aus kleinen Sven-Abkömmlingen, die ihm eines Tages zur Verfügung stehen wird. Wer ihm zu lange zuhört, wird dümmer, keine Frage.

»Und selbst, wenn das alles Schwachsinn ist, kann ich immerhin meine Miete von dem Geld zahlen«, beschließt er endlich seinen Vortrag, während dem mein gerade noch so fröhlich schäumendes Bier schal geworden ist.

»Von welchem Geld?«

»Na, von den Rubbel-Rubeln. Das bringt mir im Monat vierhundert Euro.«

»Du hast die ganze Zeit von Samenspenden gesprochen. Und jetzt willst du mir erklären, dass das ein Vierhundert-Euro-Job ist?«

»Ja, so ungefähr. Das hängt davon ab, wie gut das Sperma ist.«

»Und bis wohin geht das?«

»Du spendest einmal pro Woche und bekommst Minimum fünfundzwanzig Euro, maximal hundert, je nach Menge und Qualität. Und ich habe sehr viel vom Besten.«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich dieses Gespräch über Masturbation mit Sven noch weiterführen möchte. Immerhin ist das ein Thema, über das ich mich sonst nicht mit anderen bei einer kühlen Maß Bier unterhalte.

»Du wichst doch auch dauernd, oder?«

»Wer? Ich?«

»Klar. Und wenn du wirklich Kinder willst …«

Sven lässt diesen Satz so halbgar stehen. Ich hasse es, wenn ich Sätze vervollständigen soll, vor allem, wenn sie aus einem mir unbekannten Logikuniversum stammen. In meinem System muss man eine Frau finden, die man

liebt und die einen ebenfalls liebt, um Kinder in die Welt zu setzen. Alles andere ist doch Betrug an sich, der Natur und den Menschen. Petrischalenbastarde aus Svens Lenden kämen mir nicht ins Haus. Der einzige Sinn und Zweck eigener Kinder besteht doch darin, etwas von sich weiterzugeben, das man dann mit seiner Erziehung, seinen Werten und seiner Weisheit prägt. Gut, ich bin dumm und naiv wie fast alle und habe keine Ahnung, wie ich einem Kind irgendwelche Werte vermitteln soll, da meine eigenen auch bloß schwach ausgeprägt sind. Stark ist nur meine wachsende Verbitterung. Meine Meinungen sind nicht manifestiert, ich wanke durch den Alltag und meine mal dies, mal das, je nach Gefühlslage und Einfluss von außen. Trotzdem, wenn ich so an ein Kind denke –

»Ist da noch frei?«

Zum Beispiel an eines von dem unglaublich hübschen Mädchen, das da mit Freundin vor unserem Tisch steht und mich fragend anschaut. Da sie offensichtlich auf eine Reaktion wartet, sage ich: »Ja.«

»Dachte ich mir.«

Jetzt kichern beide und gehen, ohne sich noch einmal umzusehen. Wenn sie einem schon wehtun müssen, dann doch bitte nicht auch noch proaktiv. Wenn ich sie anspreche und dafür einen Spruch kassiere, ist das in Ordnung, aber mich anzusprechen, nur um mir dann einen reinzuwürgen, das ist Vorsatz. Plötzlich fällt mir auf, dass unser Tisch der letzte ist, an dem nur zwei Personen sitzen. Im gesamten Biergarten drängen sich die Menschen an den Tischen, rücken auf, Schenkel an Schenkel, Rücken an Rücken, nur hier hocken zwei traurige Volksfesthupen, die den Gedanken gut finden, 100 Euro dafür zu bekommen, sich selbst zu befriedigen.

Pinguin

»An der Universität Darmstadt haben Bioniker und Luftfahrttechniker ausgerechnet, dass ein Humboldtpinguin eine Geschwindigkeit von 468 km/h erreichen müsste, um von der Erde abheben und wie ein echter Vogel fliegen zu können.«

Tatsächlich ist es gar nicht so einfach, Samenspender zu werden. Man muss zunächst mal sein Blut untersuchen und sich durch die Beantwortung beschränkter Fragen die geistige Gesundheit bestätigen lassen. Danach geht es an die Wurst. Dreißig Minuten nach Abgabe kann das »Material«, wie man Sperma hier nennt, untersucht werden, weil es sich dann verflüssigt. Ungefähr eine Stunde später hat man dann alle Ergebnisse. Doch wegen potentieller Latenzen, einer frischen HIV-Ansteckung oder so, werden die Spermien erst ein halbes Jahr später verwendet. Zumindest ist das bei Dr. Frank Parisius so, im Münchner Zentrum für Heterologe Insemination, kurz MZHI. Die Praxis ist ein kleiner Feng-Shui-Traum, es gibt keine Ecken und Kanten, alles ist rund und irgendwohin ausgerichtet – ich tippe mal, Richtung Wonne. Diese übertriebene Ausgewogenheit ruft in mir sofort ein gewisses Unwohlsein hervor, die vom teuer bezahlten Feng-Shui-Berater angestrebte Harmonie stellt sich bei mir auf jeden Fall nicht ein. Stattdessen erliege ich der Vision, wie eine moppelige Dame in einem wallenden Fair-Trade-Sack mit ihrem Pendel in der Hand im Raum

steht und verkündet, noch einmal mit der Wünschelrute durch die Zimmer wandern zu müssen, weil der dringende Verdacht auf eine Wasserader besteht. Der man allerdings mit einem Zimmerbrunnen entgegenwirken könne, um das Ader-Ying feucht auszuyangen oder so.

Nun plätschert ein Zimmerbrunnen im sonst reichlich tristen Wartezimmer und feuert mit jedem Tropfen meine Blase an, Urin loszuwerden. Ich war allerdings schon zweimal, da man spätestens seit John Irvings Wassertrinker weiß, wie sehr sich der Weg zum Höhepunkt in die Länge ziehen kann, wenn man Druck auf der Blase verspürt. Wahrscheinlich ist der Rest des Wartebereichs auch deswegen so deprimierend schlicht gehalten, damit man ruhig und weich in der Birne wird. Darauf lässt auch der Kandinsky oder Franz Marc schließen, der an der Wand hängt, ich kenne mich damit nicht mehr aus, obwohl ich Leistungskurs Kunst hatte. Könnte auch ein Klee sein, Blauer Reiter, irgend so was, das Zeug hängt im Lenbachhaus beim Königsplatz, ich sollte vielleicht mal hin, Kunst gucken ist eigentlich ganz okay, wenn ich richtig stehe und nicht wieder nach einer Stunde Rückenschmerzen bekomme –

»Herr Jens Fischer?«

»Hier!«, antworte ich. Unsinnigerweise, schließlich sitze ich alleine im Wartezimmer.

»Wenn Sie mir einfach folgen wollen.«

Die hübsche Arzthelferin mustert mich auffordernd, und ich will ihr sofort überallhin folgen. Gleichzeitig sterbe ich ein wenig, denn ich weiß, dass mich diese wunderschöne Frau nun in das Zimmer führen wird, in dem ich masturbieren muss. Die Attraktivität von Arzthelferinnen steigt mit der Peinlichkeit der Untersuchungen oder Be-

handlungen, die in den Praxen durchgeführt werden. Bei Seh- oder Hörtests sitzen einem in der Regel irgendwelche Krapfen gegenüber, mit denen man im Leben nicht flirten möchte. Sobald man aber sein zerrüttetes Gebiss zeigen muss oder den Darm ausgespült bekommt, damit der Arzt bei der Darmspiegelung freie Sicht hat, treten einem elfengleiche Geschöpfe entgegen. Hier ist es Frau Verena Matisse, wie ihr Namensschild verrät, hinter der ich wie ein Pinguin in eine Onanierkabine watschle. Ich kann das Schild nur flüchtig scannen, da es genau auf ihrer Brust angebracht ist. Überhaupt kann ich sie kaum ansehen. Denn sollte sie mich dabei ertappen, wie ich sie mustere, wird sie denken, dass ich sie in der Kabine als Masturbiervorlage benutzen will. Also schaue ich weg und hoffe, nein bete, dass sie mich an irgendeinen Zivi oder so übergeben wird, einen Typen, der mich dann in die lustige Wichsstube führt, einen Witz macht und sich verpisst. Natürlich weiß ich, dass genau das nicht geschehen wird. Es wird einen merkwürdigen Moment in dem Zimmer geben, wenn sie mir, dem Erstspender, dem Neuling, dem Anfänger, alles erklärt. Sie wird mich auf Hefte hinweisen oder –

»Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen auch einen Film anmachen.«

»Was? Nee, das brauch ich nicht«, stottere ich. Gleichzeitig wird mir heiß und kalt. Sie schaut mich mit ihren dunklen Rehaugen an, ich will am liebsten wegrennen.

»Im Ernst – das ist wirklich in Ordnung. Was Sie hier machen und wie, ist mir vollkommen egal, ich finde es toll, dass Sie generell bereit sind, Sperma zu spenden.«

»Echt?«

Sie lächelt nur und öffnet die Tür zu den acht Quadratmetern, in denen ich gleich Hand an mich legen werde.

Ich verdränge den Gedanken daran und konzentriere mich auf ihr Lächeln, das nichtssagende Lächeln einer hübschen Frau, in das man alles hineininterpretieren kann, wenn man jung ist; mit knapp siebenunddreißig spiegelt sich darin nur noch die eigene Vergänglichkeit. Würde sie mich duzen, wäre das schon ein großer Schritt, aber ich werde ja bereits seit Jahren von allen Seiten angesiezt, selbst Punks nutzen mittlerweile die Höflichkeitsform, was aber nicht an mir liegen muss, sie sind einfach nicht mehr Punk.

»Wichtig ist lediglich, dass Sie das Ejakulat in diesen Behälter füllen«, erklärt die Assistentin, während ich mit meinen Gedanken ganz woanders bin. Nämlich dort, wo sie nicht ist, wo ich allein sein kann, ungestört. Es war ein Fehler, hierherzukommen. Für eine Sekunde befürchte ich, dass Frau Verena Matisse nur ein Köder ist, dass gleich Kurt Felix, Paola und der Spaßvogel hereinplatzen und diesen gelungenen Streich mit der versteckten Kamera auflösen werden.

»Alles klar?«

»Wie?«

»Sie schwitzen.«

»Das ist ein Hobby. Wir können übrigens ruhig du sagen …«

»Nein. Haben Sie noch irgendwelche Fragen?«, wiegelt sie das Angebot streng ab. Ich könnte jetzt lustig sein, die Situation mit einem fröhlichen Spruch wieder auflockern, aber das sollte ich nicht. Bestimmt bekommt sie Tag für Tag gefühlte neunhundert blöde Witze zu hören. Da wir uns so oder so schon in einem Umfeld befinden, das nach schlechten Herrenwitzchen schreit, würden die naheliegenden Sprüche sie zusätzlich auch noch als Frau

beleidigen. Wobei, eigentlich fällt mir kein einziger, wirklich lustiger Spruch ein, nur totaler Schrott, wie immer, wenn die Situation nach primitiver Komik schreit.

»Gut, dann finden Sie mich vorne, wenn Sie fertig sind, Herr Fischer.«

»Ja, ich komme, wenn ich komm …«, rutscht es mir heraus, das Schlimmste, Peinlichste, Widerwärtigste, was ich in dieser Situation sagen konnte, ein Kommwitz, für den man mich steinigen, ja, für den man Steinigen in Deutschland wieder einführen sollte, nur um mich entsprechend bestrafen zu können. Frau Verena Matisse verlässt den Raum und schließt die Tür hinter sich, und ich stehe mit einem Mal ratlos da, denn ich habe nichts von dem mitbekommen, was sie erklärt hat. Nur dass mein Sperma in den Becher soll. Zu meinem Entsetzen schaltet sie von draußen jetzt doch einen Film ein, plötzlich flimmert pornografisches Material über den Monitor an der Wand. Man sieht schon auf den ersten Blick, dass die Hauptdarstellerin eine von den Pornstars ist, die mittlerweile von einer Erotikmesse zur nächsten tingeln, um dort vor den laufenden Kameras und Handycams ihrer Fans zu strippen. Nichts an ihr ist echt, jeder Funken Lebensfreude wurde ihr aus der Seele gebumst und gefilmt. Ich wende mich vom Monitor ab und schaue mir die Hefte an, die etwas stilvoller sind.

Trotzdem fällt es mir schwer, meine Aufgabe hier zu erfüllen. Ich muss mir die ganze Zeit vorstellen, dass Sven schon in ebendiesem Raum gehockt und sich einen runtergeholt hat. Ich komme mit diesem Thema seit jeher schwer zurecht, weil ich aus einem verklemmten Elternhaus stamme, eine Tatsache, die mir beim Fernsehen vermittelt wurde, als meine Mutter bei jeder anzüglichen

Szene den Sender wechselte. Selbstbefriedigung ist eben nicht das Natürlichste der Welt. Wäre es so verdammt natürlich, dann wäre es ganz normal, sich zum Beispiel in der U-Bahn auf der Fahrt in die Arbeit ganz entspannt einen von der Palme zu wedeln. Man würde sich beim Abendessen mit Freunden darüber unterhalten, was einem neulich Lustiges beim Wichsen passiert ist, wie man wild um sich onanierend eine alte Schulfreundin getroffen hat, die komischerweise auch gerade dabei war, sich selbst zu befriedigen. Und dabei würde man an seinem Pullermann rumfummeln. Weil's halt Spaß macht.

Genau das tut aber niemand. Es ist nämlich das Unnatürlichste, was man machen kann, die offensichtlichste Form des Selbstbetrugs. Es hat seine Gründe, warum man es vor dem Rest der Menschheit verheimlicht. Noch nie in meinem Leben habe ich das getan, was ich nun tun soll, während ein anderer Mensch wusste, dass ich es tue. Vielleicht hat es dann und wann der oder die ein oder andere geahnt, aber ganz sicher hat es niemals jemand so genau gewusst wie in diesem Augenblick Frau Verena Matisse. Für mich sind die folgenden Minuten jedenfalls unangenehm, fast als würde ich beobachtet. Das geht so lange, bis ich mir selbst mantramäßig einrede, dass ich tatsächlich nichts anderes mache, als Samen zu spenden, also im eigentlichen Sinn keine sexuelle Handlung ausführe.

Das würde ich am liebsten auch Frau Verena Matisse erklären, als ich mit meinem Becher in der Hand zu ihr an die Rezeption komme: ihr von der Einsicht berichten, die ich gerade hatte. Mir fehlt nur die erzählerische Einleitung, sprich, die Beschreibung des Moments

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Murmel Clausen

Frettsack
Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43613-8

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2012

Ich will ein Kind von mir

Jens Fischer hat keinen Schlag bei den Frauen. Die Hoffnung, jemals eine Familie gründen zu können, hat er längst verloren. Verbittert wird er Samenspender, um sein Erbgut wenigstens anonym weiterzugeben. Als er jedoch vom Frettchen seines Mitbewohners Sven in den Sack gebissen und kastriert wird, setzt er alles daran, die Frau zu finden, die durch seine letzte Spende indirekt von ihm geschwängert wurde. Mithilfe von Sven und dem Balkanhünen Hondo bricht er in die Samenbank ein und gelangt so an die Adresse der bezaubernden, aber verheirateten Maren Heinze. Und endlich hat Jens ein Ziel in seinem Leben: Er muss diese Frau für sich gewinnen.

Der Titel im Katalog